

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931**

188 (15.8.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 33



## Das Werden der Faustdichtung Goethes

Von Dr. Willi Veits

Am 22. Juli 1831 konnte Goethe die bedeutungsvolle Notiz in sein Tagebuch eintragen: „Das Hauptgeschäft zustande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene eingebettet.“ Somit war die gewaltigste Schöpfung des Dichters, das größte dichterische Kunstwerk der Welt, das Goethe nahezu sechzig Jahre seines Lebens begleitet hatte, vollendet. Welche Bedeutung Goethe selbst diesem Ereignis beimah, erkennt man aus seinen Worten an Eckermann: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“ Es besteht kein Zweifel, daß schon an den Knaben Goethe die Faustsage in Form eines der löschpapierenen Büchlein, wie sie auf Jahrmärkten verkauft wurden, herantrat. In Wilhelm Meisters theatralischer Sendung hören wir auch vom Faustpuppenpiel. Schon in Strassburg scheint der Plan einer Faustdichtung feste Form angenommen zu haben; für 1773 ist die Absicht bezeugt. 1774 sind große Teile (des jetzigen 1. Teils) fertig. Bis Herbst 1775 kamen noch einzelne Szenen hinzu. Dann tritt mit der Übersiedlung nach Weimar eine Pause von mehr als zehn Jahren ein. Dieses erste Manuskript ist verloren. Über die äußere Form berichtet uns Goethe selbst; er hatte die Handschrift bei sich in Italien. In der „Italienischen Reise“ schreibt er (I. März 1788): „Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptzügen gleich ohne Konzept hingeschrieben, nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen — die Ragen waren nie geheftet — so müde und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht.“ In der Zeit bis zur italienischen Reise wird Fräulein von Sächhausen ihre Abschrift des „Urfaust“ hergestellt haben. Wir haben aber keine Gewähr, daß der heutige Urfaust tatsächlich die ganze ursprüngliche Faustdichtung enthält.

Dieser Urfaust hat mit der früheren Faustsage eigentlich recht wenig gemeinsam: die Namen Faust, Wagner, Mephistopheles sowie einige Schwänke (Auerbachs Keller); die wichtigste Übereinstimmung zeigt Faust in seinem unbefriedigten Streben, das dann in der Magie Befriedigung finden will. Dieser faustische Trieb, der Renaissance besonders eigen, wird für den jungen Goethe von besonderer Bedeutung. Aus zwei vollständig getrennten Szenenfolgen baut sich der Urfaust auf. Im Mittelpunkt der ersten steht Faust, der unbefriedigte Forscher, im typischen Universitätsmilieu Goethischer Zeit: des beschränkten Bildungshandwerkers Wagner, des noch unklar strebenden Studenten und der epikureisch-rohen Burtschen in Auerbachs Keller. Die zweite Szenenreihe bildet die Gretchentragödie; die Gestalt der Hauptperson verbindet sie mit der ersten Folge. Wie die Gestalt des Faust ihr Wesen erhält aus Charakterzügen von Stürmern und Drängern, vor allem von Goethe selbst, so sind auch die ewig ergreifenden Gretchenjahren dem wirklichen Leben entnommen. Noch braucht der stürmische Liebhaber keinen Verjüngungstrank; die Hexenflüche kam erst in Italien hinzu. Noch weiß der Dichter das Auftreten des Mephisto nicht zu motivieren. Die 20 Szenen des Urfaust stehen den 31 der endgültigen Dichtung gegenüber. Es fehlen u. a. Vorspiel auf dem Theater, Prolog im Himmel, Osterpaziergang, Faust und Wagner, Studierzimmer (1. und 2.) mit dem Bakt, Wald und Höhle und Walpurgisnacht.

## Neues aus Naturwissenschaft und Technik

### Neue Untersuchungen über die Giftigkeit der Auspuffgase

Man hört mitunter besonders vom Autogegner die Behauptung, daß die Auspuffgase giftig seien. Wie die meisten solcher Behauptungen ist sie ungenau. Man muß nämlich unterscheiden zwischen dem normalen und anormalen Auspuff und außerdem, ob mit „giftig“ gemeint ist: tödlich oder gar schädlich, wenn ich nur diese Gase einatme, oder, wenn ich sie mit der Luft gemischt, so wie es gewöhnlich auf der Straße geschieht, zu mir nehme. Da bei einem rationell arbeitenden Motor alle Betriebsstoffe verbrannt sein sollen, enthält das normale Auspuffgas fast nur Kohlenäure, Wasserdampf und zuviel aus der Luft eingesaugten Stickstoff- und Sauerstoff. Alle diese Verbindungen sind schon an und für sich in der Luft enthalten und wirken in der Verdünnung, in der wir sie erhalten, absolut nicht giftig. Würde man sie allein einatmen, so könnte man natürlich nicht darin leben, da ja der nötige Sauerstoff fehlt.

Etwas ganz anderes ist es, wenn der Motor schlecht funktioniert, dann werden die Betriebsstoffe nicht voll-

ständig verbrannt und sie selbst und ihre Abbauprodukte gelangen an die Außenluft. Es fragt sich nun, ob diese giftig sind. Darüber sind von A. Lion und auch von Dazarew, der 1200 weiße Mäuse dazu verwendete, kürzlich wichtige Versuche angestellt worden. Dabei muß man wissen, daß das, was wir gewöhnlich als „Benzin“ verbrennen, aus mehreren Substanzen zusammengemischt ist. Bei der Prüfung der einzelnen Verbindungen und ihrer Gemische zeigt es sich, daß die Dämpfe um so giftiger wurden, je mehr zykloromatische Kohlenwasserstoffe und je weniger Paraffine darin enthalten waren.

Auch bei den von Prof. Vergius künstlich aus Kohle gewonnenen „Zerlegungsbenzinen“ verhielt es sich ähnlich. Diese ganze Giftigkeit besteht aber nur, wenn die Atemluft mit diesen Stoffen gesättigt ist, ein Zustand, bei dem der kleinste Funke sie sofort zur Explosion bringen würde. Da dieser auf der Straße nie eintritt, wir im Gegenteil stets große Verdünnungen vor uns haben, so ist selbst bei schlecht funktionierendem Motor mit einer Giftwirkung der Auspuffgase auf offener Straße kaum zu rechnen.

### Nicht zuviel Sonne!

Wie bei jedem Sport eine Übertreibung den Körper zu sehr belastet und damit schädigt, so vermag auch ein Zuviel an Sonne auf den Organismus eine Wirkung auszulösen, die der erhofften gerade entgegengesetzt ist. Wenn wir uns in den heißen Sommermonaten im Luftbad von der Sonne „braun brennen“ lassen, so wird dabei der Körper u. U. der direkten und fühlbaren Wärmestrahlung zu sehr, der unsichtbaren und unspürbaren Ultraviolettstrahlung dagegen zu wenig ausgesetzt. Durch zu große Hitze wird die Innentemperatur des Körpers übermäßig gesteigert, eine Erhöhung, die für die Funktionen der Organe, namentlich des Zentralnervensystems, sehr schädlich sein und bis zum bekannten Hitzschlag führen kann. Benommenheit und Schwindelgefühl, starke Schweißabsonderung, schwerer Atem, jagender Puls usw. sind Vorzeichen eines Sonnenstiches oder gar Hitzschlages. Wie steht es nun mit der Ultraviolettstrahlung? Diese extrem kurzweilige und daher unsichtbare Aetherschwingung, die bekanntlich in den Sonnenstrahlen enthalten ist, hat für den Organismus größte Bedeutung. Das rein äußerliche Zeichen ihrer Wirkung und nicht etwa der der Sonnenwärme ist die Bräunung der Haut. Viel größer ist jedoch ihr Wert für die inneren Organe. Daß man durch Ultraviolettbestrahlung z. B. die englische Krankheit (Rachitis) zu heilen vermag, sich dieser Strahlenart zur günstigen Beeinflussung der Tuberkulose usw. be-

Bereits 1797 war sich Goethe über die Notwendigkeit einer Fortsetzung klar. Aber wieder, wie beim 1. Teil, fehlte der Antrieb. Schiller war gestorben, ohne die Vollendung des von ihm so geförderten 1. Teiles erlebt zu haben. Da übernahm von 1823 ab Eckermann die Rolle Schillers, indem er unablässig zur Vollendung der Faustdichtung drängte. Um 1800 hat Goethe nur den Anfang des Helenaaktes gedichtet. Seiner klassischen Einstellung entsprechend (1798 hatte er an der „Achilleis“ gedichtet) war es ihm unmöglich, vom klassisch-griechischen Boden den Weg zur nordischen Faustsage zu finden. 1825 wurde die Arbeit fortgesetzt, und zwar begann Goethe mit den Teilen, zu denen schon Vorarbeiten vorhanden waren: dem 3. und dem 5. Akt. Eingehend beschäftigte sich Goethe mit der Geschichte und Landschaft Griechenlands; die eben beginnenden Freiheitskämpfe Griechenlands (Teilnahme Lord Byrons) förderten ihn. Am 24. Juni 1826 war der 3. Akt (Selena) fertig. Goethe ließ ihn gesondert erscheinen (1827; 4. Band der Ausgabe letzter Hand) als „Selena. Klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust“. Inzwischen waren auch Teile des 5. Aktes gedichtet; im März 1826 las Goethe das Vorspiel des 2. Teiles Eckermann vor. Zunächst wollte nun Goethe mit dem 4. Akt die Dichtung fortsetzen. Doch schien es ihm wichtiger, die Lücke zwischen dem Anfang und dem 3. Akt auszufüllen. 1828 brachte der 12. Band der Ausgabe letzter Hand den größten Teil des 1. Aktes (bis V. 6036). Es war das Letzte des Faust, was Goethe selbst veröffentlicht hat! 1828 wurde der Anfang des 2. Aktes, 1829 der Abschluß des 1. Aktes fertig. 1830 folgte (neben dem Abschluß von „Dichtung und Wahrheit“) der 2. Akt (Klass. Walpurgisnacht). 1831 vollendete Goethe, was vom 5. Akt fehlte, und dichtete in unausgesetzter Arbeit (er hatte sich durch eingebettete Papirlagen an das Fehlende sinnfällig erinnert!) den 4. Akt. So konnte er am 22. Juli 1831 das eingangs erwähnte Wort schreiben.

Aber der unruhige Dichtergeist änderte immerzu an der Handschrift: „Neue Aufregung zum Faust in Rücksicht größerer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte.“ Noch fünf Tage vor seinem Tode verbreitete sich der Dichter in einem Brief an Wilhelm v. Humboldt über sein Lebenswerk. Nach Goethes Wunsch erschien dann der 2. Teil des Faust nach seinem Tode 1832 als „Faust, der Tragödie zweiter Teil in fünf Akten. (Vollendet im Sommer 1831)“. Ein feierliches „Finis“ symbolisierte den Abschluß des gewaltigen, alle Zeiten überdauernden Lebenswerkes.

## Bayreuth heute, gestern, morgen

Bayreuth hat seine eigene Schule und seine Tradition. Wie alles Große, das sich nicht vermengen läßt mit dem Wasser herkömmlicher Mittelmäßigkeit. Die Tradition Bayreuths ist direkte Verbindung mit dem Geiste Richard Wagners, ist lebendige Verwirklichung seiner Idee von der Kulturfürderung an das deutsche Volk und von ihm aus an die Welt. Aber gerade Wagner war es, der Tradition nicht als ein totes Vermächtnis aufgefaßt wissen wollte, als ein System, das alle Individualität hemmt und deren schönste Blüte, die glutvolle Subjektivität des Wollens, zertrümmert, sondern er sah in der Tradition von Bayreuth in weitem Sinne den Respekt vor dem Werk, dem schließlich der Wille seines Schöpfers viel zu stark ein- und aufgeprägt ist, als daß man ihn mit Respekt übersehen und übergehen könnte.



Diese Tradition fand seit Wagner ihre Hüterin in Frau Cosima, einer der überragendsten Frauen, die jemals das Schicksal neben ein großes Werk gestellt hat, und wurde mit dem heiligen Ernst des wahren Künstlers von Siegfried, unterstützt von Karl Muck, dem feinsten Wagnerkennner und Interpreten, übernommen. Diese Wächterstellung zur Tradition wahrte Bayreuth und seinem Werk nicht nur seine künstlerische Größe und Weltstellung, sondern bewahrte eben auch durch rechtes Verständnis vor der Erstarrung in Dingen, die vom Anschauungs- und Gefühlsleben einer gänzlich anders gearteten Generation, als die von 1870 es war, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sein müßte. Es ist verkehrt, von einer „Modernisierung“ Wagners sprechen zu wollen, ebenso verkehrt wie das Wort von der „Veraktung“. Der wahre Geist des wirklich Großen ist weder modern noch überhaupt zeitlich gebunden, sondern er ist notwendig und wesentlich. Wagner ist niemals als nur in der Oberflächlichkeit der Vielweilern modern gewesen und kann ebenso wenig modern werden, wie er veralten kann, als nur bei denen, die ihn noch immer nicht erlernten und verstanden. Es ist daher ein Unsinn, von einer modernen Einstellung zu Wagner zu sprechen, gar „moderne“ Aufmachung und eine der nervösen Aufnahmefähigkeit unserer Generation entsprechende „Kürzung“ der Längen verlangen zu wollen. Gewiß braucht man nicht jeden, oft aus technischer Notwendigkeit heraus erfolgten, „Strich“ gleich als Todsünde wider den Geist zu brandmarken, aber jeder noch so kleinen Änderung hat die respektvolle Erwägung voranzugehen, daß die musikalische wie dramatische Sprache Wagners notwendig und wesentlich in ihren Fäden und Verzweigungen überall so ineinander verschlungen ist, daß jede Streichung eine Wunde und eine Lücke im gedanklichen Fortgang der Dinge zugleich reißt.

Diesem Respekt hat man in Bayreuth wie einen Gottesdienst gelebt und man wird ihn in frommer Tradition weiterleben als größte Verpflichtung an Wagners Werk. Aber mit diesem Respekt geht auch der Respekt vor dem Künstler im Dirigenten. Es gibt keine zwei Dirigenten in der Welt, die irgend eine Seite der Partitur in Tempo und Dynamik völlig gleichmäßig dirigieren würden. Solche Gleichmäßigkeit wäre ein trauriges Zeichen geistiger Inbolenz der Dirigenten sowohl wie ein Beweis für die Starrheit des Wagnerschen Werkes. Innerhalb der möglichen Grenzen kann nicht nur, sondern muß jede Individualität die Partitur von sich aus gestalten.

Diese Bemerkungen sind notwendig, um zu den Veränderungen in Bayreuth Stellung nehmen zu können, die mit Cosimas und Siegfrieds Tod und mit dem etwas unerwarteten Rücktritt Karl Mucks, des prächtvollen Wagnerdirigenten, eintreten müßten. Des Gesamterbin von Bayreuth ist bekanntlich Siegfrieds Gattin Winifred, eine Frau, die, man kann es nur mit Dank gegen das Schicksal sagen, nicht nur die traditionelle Einstellung hat und den Willen zur Wahrung Bayreuths als Kulturquell größter Mission, sondern auch die Fähigkeit besitzt, die Umsicht, die Großzügigkeit, die klare Erkenntnis jeweiliger Erfordernisse, unermüdbare Schaffenskraft und eine Energie, die auch vor gegensätzlichen Ansichten standzuhalten weiß. Dieser Frau Winifred ist mit dem Erbe die verantwortungsvolle Aufgabe erstanden, die Nachfolgerenschaft von Siegfried und Muck zu bestimmen. Sie fand neben Elmendorff, der als „Ring“-Dirigent seit Jahren seine glänzende Eignung erwies, als neue musikalische Führer Wilhelm Furtwängler und Arturo Toscanini, und betraute den Berliner Generalintendanten Tietjen mit der künstlerischen Gesamtverwaltung.

Es ist verständlich, daß fromme Besorgnis sowohl wie sensationsfrohe Neugier mit der Vererbung dieser Männer sich befaßt haben. Es könnte auch nicht einmal als gesundes Zeichen für das Bewußtsein von Bayreuth in deutschen Volke angesehen werden, wollte man an solch einschneidenden und in solchem Umfange bisher nie erlebten Umänderungen in Bayreuth kritik- und urteillos

vorübergehen. Die Spannung auf die Auswirkung der neuen Männer auf die Bayreuther Tradition ist zum Schweigen zu groß. Daß sie jedoch dazu führte, ebenso voreilig wie verantwortungslos im eifrigen Sensationsdienst Werturteile zu fällen, bevor die neuen Führer sich in ihrer Tätigkeit zu zeigen Gelegenheit hatten, entsprach eben so wenig der Bedeutung des Bayreuther Werkes wie der Zurückhaltung und der Objektivität, die man gerade hier erwarten mußte. Erst jetzt, nachdem die ersten Eindrücke und Erfolge dieses Spieljahres vorüber sind, ist ein gewisser Einblick in die Zukunft Bayreuths möglich und gerechtfertigt.

Man hat seiner Bewunderung darüber Ausdruck gegeben, daß man mit einer so eminenten wichtigen Aufgabe, wie der musikalischen Leitung in Bayreuth, einen Italiener beauftragte. Gewiß liegt es nahe, an dieser Stelle deutschen Geistes- und Kulturlebens nur in einer deutschen Leitung die Sicherung für die Wahrung deutscher Kultur im bisherigen Sinne zu sehen. Aber abgesehen davon, daß die musikalische Gesamtführung bei Wilhelm Furtwängler liegt, dessen Geist und Können vor jeder Befürchtung der Verwässerung bewahrt, hat sich Toscanini, den Siegfried Wagner schon nach Bayreuth berief, jetzt auch als Dirigent des Parsifal in der Nachfolge Mucks als ein so fähiger und Wagner so aufs tiefste nachfühlender Dirigent gezeigt, wie es bei dem Rufe des vielgerühmten Dirigenten kaum anders zu erwarten war. Die Einstellung Toscaninis zu Bayreuth und seine in einer fast epischen Breite der Tempi sich äußernde Einfühlung in Wagners Werk ist nicht nur die Frucht seiner einzigartigen Dirigenten- und Künstler-eigenschaft, sondern auch die Folge einer von Jugend auf gepflegten Beschäftigung mit Wagner, und insbesondere mit Bayreuth, einer Anhänglichkeit und Verehrung für das große Werk, die seit Jahren schon in dem Wunsche gipfelte, an dieser Stelle sein ganzes Können an einer der größten Dirigentenaufgaben zu erweisen. Diese Kunst eines Toscanini, die ein Geschenk ist ohnegleichen, verschmähen zu wollen, hieße ganz sicherlich gegen den Geist Wagners selbst denken, dem nichts ferner lag, als eine Begrenzung deutscher Kultur durch nationalpolitische Bedenken. Für die Internationalität der Kunst war gerade Richard Wagner, einer der deutschesten aller Dichter und Komponisten, das rühmliche Beispiel. Und wer einmal Toscanini als Dirigenten des Parsifal hörte, dem wurde in seltener Weise die ganze Empfindungswelt und die Reinheit der Idee offenbar, die Wagner in diesem Hohenlied der Erlösung zum Ausdruck gebracht hat.

Bedenken sind auch geäußert gegen die Berufung von Heinz Tietjen zum künstlerischen Sachwalter von Bayreuth. Veranlaßt sind diese Bedenken zum nicht geringen Teil durch eine Berliner Stimme, die in nicht mißzuverstehender Weise die Erwartung äußerte, daß nunmehr der neue Intendant Bayreuth restauriere und im „modernen“ Sinne weiterleite. Nichts spricht dafür, daß Tietjen dieser Ansetzung irgendwie nahesteht, wohl aber tritt solcher Ansicht entgegen einmal die Tatsache, daß zunächst die gesamte Intenzionierung von Bayreuth ganz im Sinne Siegfried Wagners und nach seiner persönlichen Anordnung geblieben ist, dann aber auch der ausschlaggebende Umstand, daß Frau Winifred Wagner nicht nur jedem Experiment in dieser befürchteten Richtung, sondern auch ihrem Intendanten mit der ganzen Autorität der geistigen Inhaberin von Bayreuth entgegengetreten würde. Vorläufig ist jedes Urteil über Tietjens Tätigkeit und jeder Gedanke, er könne versuchen, Bayreuth zu einer Filiale der Berliner Staatsoper zu machen, verfrüht, ehe an seinen, aus dem neuen Boden gezogenen Früchten der Baum erkennbar sein wird. Bevor nicht die Reintenzionierungen im Jahre 1933 ein Urteil gestatten, wird es unmöglich sein, von diesem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen pflichten und zu genießen.

Dr. Rudolf Trede.

## Verwaltet man so ein Dichterverbe?

Die heutige Zeit hat uns, die wir höhere Ansprüche an Wissen und Verantwortungsgefühl, Ehrfurcht und Sorgfalt zu stellen gewohnt sind und auch nicht aufgeben wollen, gewiß in vieler Hinsicht eines Schlechteren belehrt. Das Volk der Dichter und Denker, der Scholmeister und Redanten ist schon über und über genug ein Volk der unwissenden Schwärmer und Sensationsanbeter, modischen Sportfakten und unbefürmerkten Unordner geworden. Hin und wieder ist es aber doch nötig, energisch zu protestieren, wenn Denkfaulheit und Schlumpigkeit gegen wehrlose Werte und Persönlichkeiten vorgeht — obwohl es immer nötig wäre, gegen jede Unsauberkeit und Nachlässigkeit zu protestieren! Aber heute sind wir ja bereits so weit, daß nur noch der Ausnahmefall beachtet wird und Folgen zeitigt.

Nun, solch ein Ausnahmefall scheint vorzuliegen, wenn der Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, in dem J. Febr. v. Grothhus vor mehr als einem Menschenalter den „Zürner“ begründete und herausgab, heute nicht einmal mehr in dem ihm anvertrauten Dicht- und Geisteswert des Nachfolgers von Grothhus Bescheid weiß, sondern es wagt, soeben im Buchhändler-Vorleseblatt, also in dem für alle zuständigen Buchhändler unentbehrlich und einzig maßgebenden Sachorgan der Buchwelt, den ersten Band von Friedrich Lienhard erstmals 1905 erschienenen „Weg nach Weimar“, der in der zweiten, 1910 erschienenen Auflage den Untertitel „Heinrich von Stein Emerson“ trägt und u. a. auch ein Bildnis Heinrich v. Steins abbildet, „zum 100. Todestage des Freiherrn von Stein (der Minister heißt Freiherr von Stein), am 29. Juni“, mit folgenden Worten anzuführen: „In seiner bekannten dichterischen Sprache gibt Dr. Lienhard ein Lebensbild des genialen Staatsmannes. Außerdem enthält der Band Proben aus Steins Werken.“

Dieser Irrtum ist unentschuldig. Wenn man schon Friedrich Lienhard, den jetzt erst zwei Jahre Verstorbenen, mit seinem Werk und Wesen über Gebühr vergessen oder beiseite geschoben hat, so muß man von seinem Verlage, dem die Verwaltung des gesamten literarischen, geistigen Wertes des Dichters und Kulturkämpfers anvertraut ist, unbedingt verlangen, daß er wenigstens in dem Werke Steinbergs völlig Bescheid weiß. Der Verlag Greiner & Pfeiffer muß wissen, daß Lienhard in den „Wegen nach Weimar“ nicht die Persönlichkeit und die Schriften des Ministers Heinrich Friedrich Karl Freiherr von Stein, der aus Nassau a. d. Rahn stammte, des großen Napoleons-Gegnere und neben Bismarck bedeutendsten deutschen Staatsmannes im 19. Jahrhundert behandelt hat, sondern vielmehr den 1857 geborenen, viel zu früh verstorbenen Dichter, Philosophen, Ästhetiker, Heinrich von Stein aus einem fränkischen Adelsgeschlechte, der Siegfried Wagner erzogen hat und von Schopenhauer sowie Richard Wagner beeinflusst, die theoretische Verbindung zwischen Bayreuth und Weimar, wie Lienhard sagte, durch seine Schriften, insbesondere eine Ästhetik der deutschen Klassiker, sowie durch seine fragmentarischen Dichtungen hergestellt hat. Die geistige Lage Deutschlands in dieser Zeit verlangt, daß das Erbe unserer Dichter und Denker auf das sorgfältigste verwaltet wird! Deswegen muß jeder schnellfertigen Geschäftigkeit das Handwerk gelegt werden, deswegen ist ein öffentlicher Protest gegen das Gebahren des Verlages, dem Lienhard's Lebenswerk anvertraut ist, unerlässlich!

Ganns Martin G I s t e r.

Dr. Karl Stord's Opernbuch. Ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen. 35.—36., neubearbeitete Auflage. 101.—106. Seiten. 612 Seiten. Herausgegeben von Paul Schwers, Leiter der Allgemeinen Musikzeitung. Muth'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. In Ganzleinen gebd. 6 M. — Mit dieser verbesserten Neuauflage beginnt das zweite Hunderttausend der Exemplarzahl zu laufen. Schon diese Abzähl allein ist der beste Beweis für die Beliebtheit und Zweckmäßigkeit dieses wohl ältesten Opernführers. Mit den sieben neu aufgenommenen Opern, darunter Brand, „Waldschmidt Poplins“, Hindemith, „Neues vom Tage“, Arenet, „Denken des Orest“, Weinberger, „Schwanda der Dufelschneifer“, schildert der Stord'sche Opernführer die Handlung von 148 Opern Akt für Akt.

dient, sei hier nur kurz erwähnt. Leider wird nun aber der an sich schon geringe Ultraviolettgehalt der Sonne durch Wolken und Nebelhäute, durch das Staub- und Dunstmeer unserer Städte (ebenso durch das gewöhnliche Fensterglas!) so stark verschluckt oder absorbiert, daß seine Wirkung in der Ebene nur mehr gering ist und man am besten die „natürliche Höhensonne“ des Hochgebirges aufsuchen muß; will man die volle Intensität des Sonnen-Ultraviolettgehaltes genießen. Durch Verdampfen von Quecksilber in luftleeren Quarzgefäßen kann man aber in den sogenannten „künstlichen Höhensonnen“ die Ultraviolettstrahlen auch künstlich erzeugen. Infolge des überaus starken Ultraviolettgehaltes der künstlichen Höhensonnen wird die Haut bei einer solchen künstlichen Bestrahlung sogar schneller und tiefer gebräunt, als durch stundenlanges Liegen in der Natursonne. Daß natürlich die künstliche Höhensonne die Gebirgsluft oder Meeresebrise, und die durch die Veränderung der Umgebung seelisch befreiende „Serienstimmung“ nicht ersetzen kann, ist selbstverständlich.

### Ein neues Obstparadies: Australien?

Schon einmal gab es eine große Analogie zwischen den beiden Ländern Australien und Kalifornien. Es war der Goldrausch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Unmassen von Abenteurern anlockte. Jetzt ist dieser Rausch schon längst verflüchtigt. Aber das andere Kalifornien ist — entstanden durch künstliche Bewässerung aus einer Sandwüste — ein Obstparadies, das fast die gesamte Welt mit seinen Früchten beschickt. Jetzt soll nun

in Australien, wo ähnliche Verhältnisse wie einst in Kalifornien herrschen, und zwar im Stromgebiet des Murray im Staate Neu-Süd-Wales, ein ähnliches Obst- und Weinbaugelände entstehen. Ein System von vier gewaltigen Stromsperrern wird in der Regenzeit, ähnlich wie in Kalifornien und Ägypten die Wassermassen sammeln und in der Trockenzeit über das Land verteilen. In Renmark am Murray ist das Stauwerk bereits seit Jahren in Betrieb und gibt Wasser an die Plantagen ab. Am oberen Murray oberhalb von Albury geht jetzt der Sumedam seiner Vollendung entgegen. Er wurde im Jahre 1919 begonnen. Seine Sperrmauer ist 30 Meter hoch und speichert das Wasser eines 15 000 Hektar großen Sees auf. Eine andere Sperrmauer, der Burrumbidgee-Dam, wird am Burrumbidgee, einem Nebenfluß des Murray, errichtet. Von diesem Stausee aus sollen Flächen von mehr als 100 000 Hektar ständig mit Wasser versorgt werden. Schließlich wird am Goulburn, einem anderen Nebenfluß des Murray, ein vierter Stausee geschaffen, der den sonderbaren Namen des Zuckerhut-Dammes (Sugarloaf-Dam) trägt. Seine Wasserfläche umfaßt 4000 Hektar. In wenigen Jahren soll dieses großzügige Bewässerungssystem, das Tausende von Plantagen mit Wasser versorgen wird, vollendet sein. In einzelnen Gebieten sind bereits Pfirsich- und Aprikosenkulturen, so in Renmark, angelegt, mit deren Erfolgen man allgemein zufrieden ist. Die Australier rechnen damit, daß sie in spätestens zehn Jahren auf den europäischen Märkten mit ihrem Obst erfolgreich auftreten können. Dies ist nach der Vollendung der Bewässerungsanlagen zweifellos auch zu erwarten, da die allgemeinen Bedingungen,

Wärme usw., günstig sind. Die Transportfrage dürfte selbst für frisches Obst keine Schwierigkeiten machen, da selbst leicht verderbliches Obst auf Kühlschiffen ohne große Verluste transportiert werden kann. Für den europäischen Obstbau bedeutet diese Konkurrenz eine neue Schwächung seiner Lebensbasis.

### Milben als Krankheitserreger des Menschen und der Haustiere

Unter den Milben gibt es nicht wenige, welche Menschen und Tieren gefährlich werden können. Vor allem sind die Mädelmilben zu nennen, welche die sog. Räude oder Krätze hervorrufen, eine Hautkrankheit, welche mit lebhaftem Juckreiz verbunden ist und besonders während des Krieges stark verbreitet war. Die Bekämpfung der die Krankheit hervorrufenden Milben gelingt leicht durch Befragung der besagten Tiere mit Schwefelbipoloid. Weniger leicht gelingt die Bekämpfung der Haartalgmilben, welche für gewöhnlich in kleinen Pusteln, den sog. Mitessern des Menschen leben. Sie dürften den meisten Menschen als kleine, langgestreckte Tiere mit wurmartigen Unterleibe bekannt sein. Beim Drücken an den Mitessern treten sie aus den Pusteln heraus. Bei Haustieren rufen sie eine nur sehr schwer heilbare, räudeartige Sauterkrankung hervor. Auch die insbesondere Vögel befallende Vogelmilbe kann dem Menschen gefährlich werden, indem sie Hautausschläge und Haarverlust hervorruft. Sie verschuldet oft ein Massensterben der Hühner. Ähnlich kann die sog. Herbstmilbe dem Geflügel und dem Menschen schaden.